

EIN SCHUTZENGEL

Ich habe den kleinen Dilaram Basar noch lebhaft vor Augen, wie ich ihn vor zwanzig Jahren zum ersten Mal sah. An den Saum von Tante Mariams Sari geklammert war ich mit ihr die staubige, sonnenbeschienene Straße entlang gegangen und dann die Treppe hinauf zu ihrer Wohnung über dem Friseurladen.

Etliche Kinder spielten auf der Straße, sie alle starrten mich an. Sie haben sich wohl gefragt, was meine dunkle, schwarzhaarige Tante mit dem ungewöhnlich hellhäutigen Kind zu tun hatte. Aber sie hielt sich nicht damit auf, meine Anwesenheit zu erklären, und es dauerte noch Wochen, bis die Bewohner des Dilaram Basar etwas über meine Herkunft erfuhren.

Tanta Mariam, die jüngere Schwester meiner Mutter, war damals ungefähr dreißig. Sie kam aus einer ursprünglich muslimischen, aber zum Christentum konvertierten Familie aus Rampur. Meine Mutter hatte einen Engländer geheiratet, der starb, als ich noch ein kleines Kind war. Sie selbst besaß auch keine robuste Konstitution und führte, während sie mich aufzog, einen aussichtslosen Kampf gegen die Tuberkulose.

Kurz vor meinem sechsten Geburtstag starb sie, mitten in der Nacht, ohne dass ich etwas davon bemerkte. Als ich aufwachte, erlebte ich einen Tag lang das ganze Entsetzen des Verlassenseins.

Doch am selben Abend kam Tante Mariam. Aus ihrer Wärme, Offenheit und ihrem unbeschwerten Geplauder flossen mir Trost und Beruhigung zu, die ich so dringend brauchte. Sie schlief in der Nacht bei mir und am nächsten Morgen, nach der Beerdigung, nahm sie mich mit in ihre Wohnung im Basar. Dieses kleine Appartement sollte für die nächsten eineinhalb Jahre mein Zuhause sein.

Vor dem Tod meiner Mutter hatte ich meine Tante selten gesehen. Aus den Bemerkungen, die ich ab und zu aufschnappte, klang es, als hätte Tante Mariam auf eine undefinierbare Weise Schande über die Familie gebracht. Meine Mutter verhielt sich ihr gegenüber kühl, worüber ich mich sehr wunderte, denn eine freundlichere, fröhlichere extrovertierte Frau als Tante Mariam konnte man sich kaum vorstellen.

Ich hatte auch andere Verwandte, aber sie kamen mir nicht mit der gleichen Bereitwilligkeit zur Hilfe. Erst später, als die Finanzlage klarer wurde, tauchten zahllose Onkel und Tanten auf der Szene auf.

Mit sechs Jahren beginnt eine interessante Periode im Leben und ich erinnere mich gut an die Monate, die ich bei Tante Mariam verbrachte. Sie war ein Geschöpf von übersprudelnder Lebensfreude – mehr eine Naturgewalt als eine Frau – und immer wenn ich an sie denke, bin ich in Versuchung, etwas über ihre Worte, ihre Gesten oder ihre prachtvolle Figur zu Papier zu bringen.

Sie war kräftig gebaut, größer als die meisten Männer im Basar, aber das machte sie nicht weniger reizvoll. Ihre Stimme war warm und tief, ihr glückliches Gesicht rund und faltenlos, ihre Zähne strahlten weiß aus dem dunklen Glanz ihres Teints.

Sie hatte große weiche Brüste, lange Arme und kräftige Oberschenkel. Sie war eine majestätische und zugleich anmutige Erscheinung. Vor allem war sie warmherzig und verständnisvoll. Mit diesem Feingefühl besiegte sie auch die Feindseligkeit und Eifersucht anderer Frauen.

Mich nannte sie *Ladla*, ihren Liebling, und sie erzählte mir, dass sie schon immer gern für mich hatte sorgen wollen. Geheiratet hatte sie nicht. Ich machte mir in meinem Alter keine Gedanken über die Gründe für ihr Alleinsein. Mit sechs nahm ich alles als selbstverständlich und akzeptierte Tante Mariam so, wie sie war – als meine Wohltäterin und meinen Schutzengel.

Verglichen mit der Ordnung im Haus meiner Mutter waren ihre Zimmer unaufgeräumt. Mariam genoss das Durcheinander. Ich gewöhnte mich schnell an das Drunter und Drüber in ihrer Wohnung und fand es gemütlich. Die Betten (ihres war sehr groß und weich) blieben gewöhnlich ungemacht, die Kleidungsstücke lagen auf Tischen und Stühlen verstreut.

An der Wand hing ein großes Aquarell, aber daran hingen meist Mariams Mieder und Schlüpfer und ich kann mich nicht daran erinnern, was auf dem Bild dargestellt war. Ihre Frisierkommode war ein faszinierender Platz, übersät mit zahllosen Wimperntuschen, Schminken, Ölen, Lotions und Cremes.

Mariam verbrachte viel Zeit vor dem Spiegel mit dem Kämmen ihres langen schwarzen Haars oder noch lieber damit, dass sie sich von Mulia, einem jungen Dienstmädchen, kämmen ließ. Obwohl sie Christin war, hatte meine Tante einige muslimische Gepflogenheiten beibehalten. So verließ sie niemals das Haus mit offenem, lose fallendem Haar.

Einmal kam Mulia mit offenem Haar in die Wohnung. „Du solltest dein Haar nicht offen hängen lassen. Binde es lieber zu einem Knoten“, sagte Tante Mariam.

„Aber ich habe es noch nicht geölt, *Auntie*“, erwiderte Mulia. „Wie kann ich es da hochstecken?“

„Du bist zu jung, das zu verstehen. Es gibt *Dschinns*, Luftgeister, die von langem Haar und hübschen schwarzen Augen wie deinen angezogen werden.“

„Kommen denn *Dschinns* auch zu Menschen, *Auntie*?“

„Gelehrte Leute sagen das jedenfalls. Ich habe zwar selbst nie einen *Dschinn* gesehen, aber ich habe gesehen, welche Wirkung sie haben.“

„Oh, erzähl bitte davon“, bat Mulia.

„Also, es gab einmal ein entzückendes Mädchen wie dich, das hatte volles schwarzes Haar“, sagte Mariam. „Unerklärlicherweise wurde sie krank und trotz aller Fürsorge, trotz der besten Medikamente ging es ihr immer schlechter. Sie wurde so dünn wie ein Schandpfahl, ihre Schönheit welkte dahin, und am Tag ihres Todes war nichts mehr davon übrig als ihr wunderbarer Haarschopf.“

Es dauerte nicht lange, bis ich Freunde im Dilaram Basar gefunden hatte. Zuerst wurde ich neugierig bestaunt. Wenn ich zum Spielen auf die Straße kam, musterten mich Frauen und Kinder staunend wie ein seltsames Meeresungeheuer.

„Wie hellhäutig er ist“, bemerkte Mulia.

„Und wie schwarz seine Tante ist“, bemerkte die Frau des Wäschers, deren Gesicht von Pockennarben übersät war.

„Seine Haut ist sehr fein“, betonte Mulia, die ziemlich stolz darauf war, die erste gewesen zu sein, die mich aus der Nähe zu sehen bekam. Sie kniff mich mit offenkundigem Vergnügen in die Wangen.

„Sein Haar und seine Augen sind schwarz“, stellte Mulias alternde Mutter fest.

„Stimmt es, dass sein Vater ein Engländer war?“

„Frau Mariam sagt das“, antwortete Mulia, „und die lügt nie.“

„Stimmt“, kommentierte die Wäschersfrau. „Was immer man an ihr aussetzen mag – und da gibt es einiges – gelogen hat sie, soweit man weiß, nie.“

Was man sonst ‚an ihr aussetzen‘ konnte, war mir ein tiefes Geheimnis, es versuchte auch niemand, mich darüber aufzuklären.

In manchen Nächten ließ sie mich bei sich schlafen, in anderen Nächten (und ich fragte mich oft, warum) gab sie mir ein Bett im Nebenzimmer, obwohl ich viel

lieber bei ihr geblieben wäre – besonders, da sie mir an kalten Januartagen beträchtliche Wärme spendete.

Ich rollte mich an ihrem weichen Bauch zu einer Kugel zusammen. Auf der anderen Seite, hinter ihren Knien, schlief Leila, eine hinreißend schöne Siamkatze, die ihr ein amerikanischer Geschäftsmann geschenkt hatte, den sie manchmal in seinem Haus besuchte. Jeden Abend bevor ich einschlief küsste mich Mariam sehr zart auf meine geschlossenen Augenlider. Ohne diesen Phantomkuss konnte ich nicht einschlafen.

Zuerst ärgerte ich mich über die nächtlichen Besucher, die oft zu Tante Mariam kamen. Wenn sie auftauchten, bedeutete das, dass ich mit Leila im Nebenzimmer schlafen musste. Aber als mir klar wurde, dass diese Besucher nicht dauerhaft waren, bloße Schiffe, die in der Nacht vorbeifuhren, lernte ich, mich mit ihnen abzufinden.

Ich sah diese Männer selten, auch wenn ich ab und zu einen kurzen Blick auf einen Bart oder eine teure Jacke oder weiße Pyjamas erhaschte. Sie interessierten mich wenig, obwohl ich vage ahnte, dass sie Tante Mariam eine Art Einkommen verschafften, das sie in die Lage versetzte, sich um mich zu kümmern.

Einen stark betrunkenen Besucher musste Mariam einmal brachial aus der Wohnung vertreiben. Ich beobachtete diese Episode durch eine Ritze in der Tür. Der Mann war groß, aber gegen Tante Mariam kam er nicht an.

Sie drängte ihn hinaus auf den Treppenabsatz, dann verlor er den Halt und stolperte die Treppe hinunter. Er erlitt aber keinen Schaden und einige Tage später besuchte der Mann Tante Mariam aufs Neue, diesmal nüchtern und reumütig, und wurde von meiner Tante in Gnaden wieder aufgenommen.

Tante Mariam muss sich allmählich Sorgen darüber gemacht haben, welche Auswirkungen dieses Kommen und Gehen auf mich haben würde, denn einige Monate später traf sie Vorkehrungen, mich in ein Internat in den Bergen zu schicken.

Ich hatte nicht den geringsten Wunsch, in die Schule zu gehen, und erhob viele Einwände. Es gab lange Auseinandersetzungen, in denen sie mir vergebens klarzumachen versuchte, wie wichtig es für mich sei, eine Schulbildung zu erhalten.

„Um deinen Lebensunterhalt zu erwerben, mein *Ladla*“, sagte sie, „brauchst du Schulbildung.“

„Aber du hast keine Schulbildung“, erwiderte ich, „und hast trotzdem kein Problem mit deinem Auskommen!“

Mariam warf ihre Arme in gespielter Verzweiflung hoch. „In zehn Jahren werde ich so ein Auskommen nicht mehr haben. Wer soll mich dann unterstützen, wer wird mir helfen? Ein ungebildeter junger Bursche oder ein gut ausgebildeter Gentleman? Wenn ich alt bin, mein Sohn, wenn ich alt bin ...“

Schließlich gab ich mich ihren Argumenten geschlagen und erklärte mich einverstanden, in ein Internat zu gehen. Als es daran ging, Abschied zu nehmen, verloren wir beide, Tante Mariam und ich, die Fassung und weinten auf dem Bahnhof ungehemmt.

Ich lehnte mich weit aus dem Fenster, als der Zug abfuhr und sah, wie Mariam mit wogendem Busen von Mulia und einigen unserer Nachbarinnen vom Bahnsteig geführt wurde.

Meine Kerkerhaft im Internat wurde noch unerträglicher dadurch, dass ich keine Briefe von Tante Mariam erhielt. Sie konnte nicht viel mehr als ihren Namen schreiben.

Ich freute mich auf die Winterferien und auf meine Heimkehr zu Tante Mariam in den Dilaram Basar, aber dazu sollte es nicht kommen. Während meiner Abwesenheit hatte es eine gerichtliche Auseinandersetzung um das Sorgerecht für mich gegeben und die Verwandten meines Vaters hatten behauptet, sie sei nicht tauglich, ein Kind zu betreuen.

Als ich daher die Schule verließ, wurde ich nicht zu Tante Mariam geschickt, sondern zu einer fremden Familie, die bei Moradabad in einer Siedlung für Eisenbahner lebte. Bei diesen Verwandten blieb ich bis zum Ende meiner Schulzeit, aber das ist eine andere Geschichte.

Ich habe Tante Mariam nicht wiedergesehen. Der Dilaram Basar, meine schöne Tante und die Siamkatze – sie alle gingen auf in der schwindenden Welt meiner Kindheit.

Ich dachte oft an Mariam, aber im Lauf der Zeit rückte sie in meinem Gedächtnis in immer weitere, immer unerreichbarere Ferne. Erst viele Jahre später, als ich ein junger Mann war, besuchte ich den Dilaram Basar wieder. Ich wusste von meinen Pflegeeltern, dass Tante Mariam gestorben war. Sie hatte anscheinend immer ein schwaches Herz gehabt.

Ich wollte unbedingt den Dilaram Basar und seine Bewohner wiedersehen, aber mein Besuch war eine Enttäuschung. Die Gebäude waren verschwunden, oder vielmehr hatte eine sich ausdehnende Stadt sie verschluckt.

Sie waren verloren im Komplex eines viel größeren Marktes, der zur Versorgung eines neuen, von Verwaltungsangestellten bewohnten Viertels aus dem Boden geschossen war. Die älteren Leute waren gestorben, die jungen waren jetzt in Colleges oder Fabriken oder Büros in verschiedenen Städten verstreut. Tante Mariams Wohnung war abgerissen worden.

Ich fand ihr Grab auf dem kleinen Friedhof am Stadtrand. Einer ihrer ergebensten Verehrer hatte ihr einen ansehnlichen Grabstein gespendet, der von einer Engelsfigur gekrönt wurde. Einer seiner Flügel war abgebrochen und das Gesicht war angeschlagen, was dem Engel ein leicht schiefes Lächeln verlieh.

Aber trotz des gebrochenen Flügels und des Lächelns war es ein ganz gewöhnlicher Engel aus Stein. Er konnte meiner Tante Mariam nicht das Wasser reichen, dem ganz speziellen Schutzengel meiner Kindheit.

(aus Ruskin Bond: *Geschichten aus dem Herzen Indiens*, Kitab Verlag 2013)